

Cecilie Lind
Mädchentier

Cecilie Lind

Mädchentier

Roman

Aus dem Dänischen von
Alexander Sitzmann

MÄRZ

Zu Heiligabend ziehe ich mir ein enges, gelbes
Seidenkleid an.

Ich betrachte mich im Ganzkörperspiegel im Flur.
Mein Körper sieht noch immer jung aus, ich bin
schlank, meine Brüste sind prall.

Ich friere.

Der Heizkörper ist weiß und kalt wie der Mond.

In dem Kleid sind sie Zitronen, sagt Monika und
drückt die eine.

Alles strahlt Idylle aus, der Braten schmort im Ofen.
Das Rotkraut duftet. Der Baum steht kahl da und
wartet auf seine Herzen. Ich habe auf Milchreis mit
Mandeln bestanden, Monika hackt Mandeln.

Während ich Nelken in eine große, schöne Orange
stecke.

Empfindliche Fingerkuppen.

Die Katze spielt mit einem Wollknäuel, zu meinen
Füßen.

Wir luden ein Mädchen ein hereinzukommen, das dastand und verfroren aussah, draußen im Schnee, wir erkannten sie vom Hof wieder, wo sie oft spielt. Sie hatte nur eine dünne Jacke an, keine Mütze. Sie spielte da draußen im Schnee, allein.

Sie weinte, ihre Mutter und ihr Vater stritten sich über die Sauce, sagte sie. Wir konnten vom Fenster aus Schreie hören. Wir lockten sie mit einem Geschenk zu uns herein, dachten: Sie muss geschont werden. Schau, uns fehlt die Hilfe eines Kindes, wie sonst soll der Baum wunderschön werden?

Sie bekommt einen Hocker, damit sie die Spitze erreichen kann, sie streckt sich, steht auf den Zehenspitzen, erreicht gerade so die Spitze und setzt einen Silberstern darauf. Monika hält sie um die Taille. Hebt sie hinunter. Ganz leicht. Sie sieht ein wenig betreten aus, steht abwartend mit ausgestreckter Hand da.

Das Geschenk ist ein Schmuckstück, Monika hat es aus ihrem Schmuckkästchen genommen. Ein echter Diamant. Wird dem Mädchen versichert.

Er gehörte mir.

Sie ist dreizehn und die Tochter des Nachbarn. Kleine Maus, sagt Monika. Sie hat es nicht leicht. Ich zünde die Kerzen an. Meine Hände zittern, so-

dass ich das Streichholz mehrere Male anreißen muss, bis es brennt, die kleine Flamme könnte zur großen Flamme werden, aber ich bin vorsichtig, wie immer, und alle Kerzen brennen. Der Baum ist perfekt, und das Mädchen bekommt von Monika einen Kuss auf die Wange. Ein wenig dunkelroter Lippenstift auf ihrer Wange. Ich wische ihn mit einer Serviette ab, die ich mit Spucke befeuchte.

Das ist ein Kinderbaum, mein Schatz, sagt Monika zu ihr.

Ich heiße Lisa, sagt sie. Und sie dreht sich zu mir um, umarmt mich, sagt danke, du bist süß, ihre Augen strahlen viel mehr als der Diamant und die Kerzen.

Sie muss jetzt in ihr Wohnzimmer, muss um ihren eigenen Baum tanzen, während sie Mutter und Vater an den Händen hält. Ich gebe ihr meine Telefonnummer, bitte sie, mir zu schreiben, oder anzurufen, wenn sie jemanden zum Reden braucht. Eine Erwachsene.

Sie bekommt einen Glitzerengel mit, Monika steckt ihn ihr heimlich in die Jackentasche, legt einen Finger auf den Mund, pssst.

Der Schnee schwebt langsam zu Boden. Monika verkleidet sich als Weihnachtsmann, nimmt mich auf ihren Schoß, sagt: soso, und ich lecke währenddessen ein wenig an einer Pfefferminzstange.

2020

Ich bin dreizehn Jahre alt.

Und ich bin wie ein Baum, der vom Wind durchgerüttelt wird.

Die Vögel zwitschern im Garten.

Ich wurde in einem roten Haus mit langen, grünen Gardinen mit langen, grünen Fransen geboren. Ich wurde in der Badewanne geboren. Eine schnelle, barmherzige Geburt. Ich glitt hinaus.

Als würde sie eine Mandel abziehen, meine Mutter.

Diese Geburt, die war ein Kinderspiel, sagte die Hebamme und legte Vater die Schere in die Hand, der mühsam die zähe Nabelschnur durchtrennte.

Die Hebamme sagte, sie habe noch nie so ein hübsches Baby wie mich gesehen. So ein aufgeweckter Blick.

Meine Mutter war 39 Jahre alt und mein Vater war 52, als sie mich bekamen. Ich war das Kind,

von dem sie geträumt hatten, seit sie einander begegnet waren. Ich war ein Traum. Das, wonach sie strebten. Eine Familie zu sein. Ich war ihr Wunder.

Meine Eltern hatten mich so sehr herbeigeträumt, in ihre Hände, in ihr Leben, dass ich, als ich endlich ankam, nicht anders konnte, als sie enttäuschen.

Der Traum vom Kind war Kind genug für sie. Das Kind, das ich war, war zu blass. Zu still am Tag. Untröstlich in der Nacht. Anspruchsvoll. Mürrisch.

Ich strahlte nicht. Ich war kein Sonnenschein. Mein Bäuerchen war keine launige Wonne zwischen den Brüsten meiner Mutter. Etwas, das man mit einer Stoffwindel und dem liebsten Lächeln wegwischt.

Sie nannte mich, mit einem Zögern in der Stimme, Prinzessin, aber sie konnte sich selbst nie von der Wahrheit dieses Wortes überzeugen. Prinzessin. Das Geräusch von ihren Lippen, in ihrem Ruf, hing mir nach, wie Gestank. Prinzessin saß mir im Nacken, ließ mich den Kopf in krankem Stolz hoch tragen.

Ich wuchs hinauf in den Himmel.

Ein Pony, darunter die Augen, der Pony ist ein Rollo, das sich so langsam absenkt, wie der Tod nach mir ruft.

Ich trinke Milch, nehme einen Schluck, bereue es aber. Die Milch ist sauer, ich spucke einen Mundvoll zurück ins Glas.

Vater kommt herein, legt eine Hand auf meine Schulter, hallo, Schatz, sagt er und nimmt das Glas mit der Milch und trinkt es aus. Achtet nicht auf den ekligen Geschmack.

Ich strecke die Arme über den Kopf. Meine Brüste werfen einen Schatten an die Wand. Vaters Blick verweilt eine Weile bei dem Schatten, bevor er mein Gesicht sucht, er lächelt und geht in die Küche, zu Mutter, die über eine Fleischsauce wacht und vielleicht ein wenig in den Topf weint, und sie sprechen still und hart miteinander.

Es ist keine Sahne mehr da. Sagt Mutter.

Ich gehe zum Laden, um einen halben Liter zu kaufen. Es ist warm. Der Schweiß zwischen meinen Brüsten nervt mich. Ich sehe mich um, ob mir irgendwelche Radfahrer entgegenkommen, stecke eine Hand zwischen die Brüste, rubble ein bisschen auf und ab, um die schlimmste Feuchtigkeit

wegzubekommen. Meine Hand gleitet um die linke Brust herum, greift sie vorsichtig, sie ist schwer und prall. Sie fühlt sich an, als gehörte sie einer anderen.

Es war in diesem Sommer, dass sie gewachsen sind, so richtig, und sie gehören mir.

Ich bin eine Pflanze. Ich treibe aus.

Ich fühle mich mächtig und belästigt zugleich.

Ein Auto fährt vorbei, es verlangsamt die Fahrt, es hupt.

Ich strecke die Zunge raus, aber wohl zu spät. Ich glaube nicht, dass er es gesehen hat. Er hat nur den Hintern gesehen, den Rücken, die Haare, das Kleid.

Ich weiß, dass dieser Sommer mir gehört. Er wird mir gehorchen.

Und ich weiß, dass Mutter mich für meinen starken, jungen Körper hasst, für mein helles, langes Haar, das zusätzlich von der Sonne ausgebleicht ist.

Es ist so hell, es ist nahezu weiß.

Sahne ist ausverkauft. Der Laden ist klein und heiß. Die Fliegen summen über dem Obst. Die Verkäuferin zählt Münzen, sie heißt Gitte. Früher war sie meine Handballtrainerin, jetzt schießt sie mürrisch, wie ich an der Kühltheke zögere, auf meine überlegene Schönheit.

Ich glaube, sie glaubt, ich will stehlen.

Ich komme mit leeren Händen nach Hause. Mutter staucht mich zusammen, ich verdrehe die Augen.

Sie bittet mich, mir ein anderes Kleid anzuziehen. Ich weigere mich.

Der Sommerregen, schwer und mein. Wie meine Brüste, wie meine Zukunft.

Ich gehe in meinem weißen Kleid hinaus ins Unwetter und lasse mich von all den Tropfen durchweichen.

Versuchen, so herausragend wie möglich zu sein.

Giftig sein.

Wenn man das Pech hat, mich zu streifen, erblühen rote Pickel auf der Haut.

Häuser können Mädchen verschlucken.

Um freizukommen, muss man zwischendurch etwas zerschlagen. Vaters Weinflasche.

Mutter fegt den Küchenfußboden, so leise wie sie kann. Tupft ihn hinterher mit nassem Küchenpapier ab.

Ich verstecke mich im Zimmer. Nachsichtig ausgeschimpft.

Ich war frech gewesen, hatte die Zunge rausgestreckt, Mutter gegenüber, nach einer Zurechtweisung, stell die Milch in den Kühlschrank, trink nicht aus der Packung, mein Lippenstift auf dem Rand war der Beweis.

Ich schwieg.

Weigerte mich, meine Missetat zuzugeben. Meine Fingerspitzen knisterten vor Wut. Der Rest meines Körpers war eine Statue.

Bekam eine Weinflasche zu fassen, schlug sie auf die Kante des Küchentischs.

Sie gab mir eine schallende Ohrfeige. Die mich kleidete. Eine Morgensonne, ein Blutmond.

Tränen liefen aus meinen Augen, glitzerten meine Wangen hinunter. Sichtbar, wie Schleimspuren von Schnecken, auf meiner Puderhaut.

Die rosa Tapete. Sie besitzt mich. Ich liege auf dem Bauch auf meinem Bett. Sehe die Schatten der Bäume tanzen.

Die Vögel zwitschern. Der Garten ist der Untergang. Das Gras ist trocken und heiß. Die Bäume tragen keine Frucht, sie blühen jetzt, es ist Sommer.

Ich freue mich auf die Blüten. Die grün-gelblichen.

Ich habe ein Buch vor mir liegen. *Weißes Fell*, bei Kapitel sieben aufgeschlagen, ich kann mich nicht aufs Lesen konzentrieren.

Da ist ein Bild der Autorin auf dem Buchumschlag. Sie ist so wunderhübsch, ihr helles Haar stramm im Nacken zusammengebunden, ihr Blick ist stark und gut, und ich will wissen, wer sie ist, sie gleicht einem Filmstar, ihre entblößte Schulter ist perfekt, aber sie ist tot.

Wenn doch nur sie meine Mutter wäre, sage ich zu Mutter, als meine Mutter mich darum bittet, den Rasen zu mähen.

Der Verlag dankt der Danish Arts Foundation für
die großzügige Förderung dieses Buchs.



Erste Auflage Berlin 2025
Copyright dieser Ausgabe und Übersetzung
© 2024 März Verlag GmbH
Göhrener Straße 7,
10437 Berlin, Deutschland
info@maerzverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Titel und Copyright der Originalausgabe: *Pigedyr*,
erschieden bei Gyldendal Dänemark © Cecilie Lind &
Gyldendal, 2022
Einbandgestaltung: Barbara Kalender, Berlin
Satz: MGN, Berlin
Korrektur: Jan-Frederik Bandel, Leipzig
Druck und Bindung: CPI, Leck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-7550-0046-4
www.maerzverlag.de